Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Wilhelm Friedrich August Mackensen

# Ueber den Ursprung der Sprache

Braunschweig, 1797

**http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn816936102**

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

a
112.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn816936102/phys_0001
DFG

Ec — Ca — 112.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn816936102/phys_0002
DFG

Ueber

# den Ursprung der Sprache

Von

D. W. Mackensen

Aus dem 7ten Stücke der Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache.

Braunschweig 1797.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn816936102/phys_0003
DFG

Epc
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn816936102/phys_0004
DFG

Es wäre zu wünschen, daß jeder, der eine Aufgabe vorlegt, die Auflösung derselben über kurz oder lang selbst finden möchte. Unternimmt ein Anderer die Auflösung, so ist beinahe zu wetten, daß er etwas anderes beantworten werde, als was gefragt war. Die Schwierigkeit, die derjenige fand, der das Problem aufwarf, sieht keiner so gut, als er selbst. Findet er nun die Auflösung derselben, so ist eine wirkliche Entdeckung gemacht, und wir sind um vieles klüger geworden. Findet er sie nicht: so werden sich zwar fleißige Männer genug einstellen, die sich an die Auflösung desselben wagen, und jeder wird, je nachdem er die Sache ansieht, eine verschiedene Antwort geben. Schwerlich aber wird der rechte Punkt gefaßt worden sein: die verschiedenen Meinungen werden sich durchkreuzen; man wird behaupten und widerlegen, zurücknehmen und verbessern; das Bewußtsein der Schwierigkeit, welche die Frage veranlaßte, wird verschwinden, und der wahre Anblick der Sache wird auf lange Zeit verlohren sein.

So ist es unter uns mit der großen Frage ergangen: was der Ursprung der Sprache sei. Wie vielen weitläuftigen Beantwortungen derselben sieht man es nicht an, welche Mühe sich der Verfasser gab, bei jener Frage etwas zu denken. Gewiß, wer sich diese Aufgabe nicht selbst einmal vorgelegt hat, wird die Auflösung derselben nie finden, den wahren Sinn der Frage schwerlich je fassen.

Das erste und unnachlaßliche Erforderniß, wenn man über den Ursprung der Sprache verständiget sein, und die Frage selbst in ihrem vollen Lichte sehen will, ist: sich, wo möglich, des Verstehens der Wörter seiner Muttersprache einige Zeit zu enthalten, und sich desselben gleichsam zu erwehren. Dadurch allein werden wir die Sprache, als einen Inbegriff von Zeichen kennen lernen, aus welchem Gesichtspunkte sie eigentlich gar nicht betrachtet wird, so gäng und gäbe auch der Spruch ist, daß die Wörter Zeichen seien. Um nun den Zustand, den wir hier fordern, kennbar zu machen, müssen wir ihn in seinem Verhältnisse zu andern zeigen; weßhalb wir die Stufen, auf welchen man sich der Erkenntniß des Wesens der Sprache nähert, eine nach der andern zuvörderst angeben wollen.

Derjenige, welcher gar nicht über Sprachen nachdenkt, wird nicht anders glauben, als daß die Sprache dem Menschen so natürlich sei, wie das Athemholen; daß ihm diese Fertigkeit angebohren sei; daß ein nothwendiger Zusammenhang zwischen dem Worte und dem Gegenstande Statt finde, und daß es nur Eine Art, die Dinge so zu benennen,

geben könne. Er wird aber bald eines bessern belehrt werden, wenn er sieht, mit welcher Mühe Kinder Sprachen erlernen, und die Erfahrung macht, daß andere Völker die Gegenstände mit andern Namen benennen, als er und die, unter welchen er lebt. Der zweite Schritt, den er in seiner Erkenntniß macht, ist dann: einzusehen, daß von den Wörtern auf das, was durch sie bezeichnet wird, geschlossen werde. Diese Erkenntniß scheint nun das geringste zu sein, was man von einem Menschen, der denkt, fordern kann; allein es ist gewiß, daß sie bei den wenigsten Menschen einen größern Grad der Klarheit erlangt hat, als übertragene Erkenntnisse gewöhnlicherweise zu haben pflegen. Die meisten verstehen, wenn sie sagen, daß die Wörter Zeichen seien, darunter weiter nichts, als daß sie nicht die Sache selbst seien, und daß das Wort Baum etwas anderes sei, als der Gegenstand dieses Namens. Allein von dieser Erkenntniß zu der, welche hier gefordert wird, ist noch ein großer Schritt zu thun übrig.

Daß nun die wenigsten sich zu dieser Erkenntniß erhoben haben, ob sie sich gleich im völligem Besitze derselben glauben, ist aus einer Erfahrung, die man oft zu machen Gelegenheit hat, augenscheinlich. Man hört nämlich oft die Frage: woher es doch komme, daß ein Wort, welches man oft überdenke, keinen Sinn zu haben scheine? Diese Erscheinung ist sehr häufig, und Geschäftsmänner klagen oft, daß ihnen bei den Worten zuweilen die Gedanken ausgehen, daß

sie ihnen ganz sinnlos scheinen, und daß sie nicht wissen, ob sie das, was sie denken, niederschreiben können, ohne — sie wissen selbst nicht, welche — Art von Unsinn an den Tag zu legen. Gewiß ist dieser Zustand sehr merkwürdig, allein er ist so leicht zu erklären, daß man nicht begreifen kann, wie derjenige, welcher sehr wohl zu wissen vorgibt, daß die Worte Zeichen seien, so etwas befremdliches, ja so etwas unnatürliches und beklagenswerthes darin finden könne.

Dieser Zustand ist nun für unsere ganze Untersuchung so wichtig, daß wir ihn, so lange wir nur noch das geringste in ihm zu entdecken hoffen können, nicht aus den Augen lassen dürfen. Das Erste, welches wir bemerken müssen, ist: daß dieser Zustand der Ur-zustand des Menschen ist, welcher Sprache lernt. Man hat gut sagen, daß das Kind den Sinn der Wörter aus der Uebung und durch beständige Achtsamkeit auf den Gebrauch derselben allgemach erlerne. Wie soll man sich aber den Zustand des Kindes vorstellen? Wie versteht es die Worte: kalt, heiß, tief u.s.w.? Was sind sie ihm, ehe es sie so versteht, als wir? Der Philosoph kann nichts sehnlicher wünschen, als daß es ihm doch möglich gemacht werden möge, auf einige Augenblicke wieder ein Kind zu sein, um diesen Zustand kennen zu lernen. Jene Erscheinung nun läßt ihn diesen Zustand aus der Ferne erblicken, und dadurch wird er in den Stand gesetzt, die Aufgabe in einem solchen Lichte zu sehen, daß er nun ganz

sicher weiß, wie sie aufgelöset werden muß, wenn er auch die Auflösung selbst nicht sogleich finden sollte.

Diese Ansicht nun gewährt ihm die Einsicht: daß die plötzliche Beigesellung der Vorstellung zu dem gehörten Worte, ohne das Wort, blos als Zeichen, nur einen Augenblick zu betrachten, völlig der Art ähnlich ist, wie wir durch die äußern Sinne Vorstellungen von der Welt erlangen. Man frage den, der einen Stein betastet, was er fühle? Er wird ohne Zweifel antworten: daß der Stein hart sei. Hierauf müssen wir aber erwiedern: daß wir nicht wissen wollen, wie stark der Zusammenhang in den Theilen des Steins sei, und mit welchem Grade von Kraft er dem Eindringen in seine Masse widerstehe; sondern, was der, welcher ihn betastet, für ein Gefühl in der betastenden Hand habe. Er wird aller Wahrscheinlichkeit nach wiederum antworten: das Gefühl der Härte; und wir werden wiederum dagegen sagen: daß das unsere Frage nicht sei. Denn diese Antwort gibt nur an, was aus dem Gefühle geschlossen wird, nicht aber dieses Gefühl, welches zum Mittelbegriffe dient, selbst. Allein, daß beides nicht eins und ebendasselbe sei, will dem Nicht-philosophen nicht ein, und er hält eine solche Unterscheidung für eine unnütze Spitzfindigkeit. Die Sprache selbst zeigt, daß dieser Unterschied gewöhnlicherweise nicht gemacht wird, denn in keiner Sprache finden sich Wörter für die Empfindungen, aus welchen wir auf die sogenannten Grund-eigenschaften der Materie

schließen. Jedermann sagt ohne Bedenken daß er einen Körper fühle, so unmöglich es auch ist, einen Körper zu fühlen. Hätten wir in der Sprache Wörter für jene Empfindungen, so würden die Menschen auf einer Stufe der Einsicht stehen, welche jetzt mancher Philosoph in seinem ganzen Leben nicht erreicht, und wir würden ohne Zweifel die Welt auf eine ganz andere Art betrachten. So groß ist der Einfluß der Sprache auf die Bildung der Vernunft.

Es ist also offenbar, daß wir aus dem Eindrucke der auf uns bei der Berührung eines Körpers geschiehet, auf den Körper und seine Beschaffenheit schließen müssen. Jederman gibt vor, dis zu wissen; wenn wir aber nähere Erkundigung einziehen, so werden wir finden, daß es mit diesem Wissen eben so bewandt sei, wie mit dem, daß die Wörter Zeichen seien. Denn man frage nur den, der diese Einsicht schon lange besessen zu haben vorgibt: was ihn denn berechtige, aus dieser Empfindung auf etwas zu schließen, wohin aus ihr kein Weg zu gehen scheint, auf Ausdehnung, Figur, Härte; so wird er diese Frage schon vorwitzig finden, und nichts für natürlicher halten, als einen solchen Schluß. Hiedurch zeigt er aber offenbar, daß er sich diesen Schluß schon vorgenommen denkt, nicht aber, daß derselbe von ihm vorgenommen wird; das ist aber so gut, als läugnen, daß überall hiebei geschlossen werde.

Wenn wir die Hand auf den Tisch legen, so sagen wir: der Tisch ist hart, nicht aber: ich habe eine sol-

che und solche Empfindung, also muß der Tisch hart sein. Die Empfindung kömmt als Empfindung nun gar nicht mehr vor, sondern sie ist unmittelbare Erkenntniß geworden. Als bloße Empfindung ist sie aber gewiß einmal vorgekommen, nämlich in unsern Kinderjahren. Die ersten Eindrücke, die auf den Betastungssinn des Kindes geschehen, ersterben ohne Zweifel als bloße Empfindungen. Je öfter sie geschehen, desto tiefere Spuren lassen sie zurück; das Kind wird auf die Eindrücke aufmerksam, bis es zuletzt aus ihnen etwas schafft. Ist dieses einmal geschehen, so ist der erste Schritt zur Erkenntniß gethan; es wird ihm immer leichter, aus dem Eindrucke auf einen Gegenstand zu schließen, bis zuletzt diese Fertigkeit so groß wird, daß die Erkenntniß unmittelbar vor sich geht, und die Empfindung bei dem Eindruck immer mehr ihren Charakter verliehrt, und endlich ganz ablegt. Der Mann verlacht nun den, der ihm die Geschichte seiner Kindheit erzählt, und kann es sich nicht einbilden, daß er nicht mit den Geisteskräften eines Mannes auf die Welt sollte gekommen sein.

Dieser ursprüngliche Zustand wird uns nun gleichfalls wieder in gewissen sonderbaren körperlichen Zufällen vorgehalten, wiewol ihn das starke Abstraktionsvermögen einiger Engländischen Philosophen ohnehin entdeckt hatte. Es gibt Krankheiten, in welchen der Leidende das Vermögen verliehrt, aus den Eindrücken, die auf seinen Betastungssinn geschehen, die Vorstellungen zu entwickeln, die in seinen ge-

funden Tagen, ohne weiteres Zuthun seiner geistigen Kraft, wie es schien, auf jene Veranlassungen in ihm entstanden. Der Kranke rollt und drückt zwischen den Händen eine Kugel, die ihm gegeben wird; er sagt aus, daß dis in ihm eine merkliche Empfindung errege, allein von Ausdehnung, Figur, kurz von einem Körper, kann er nichts dabei wahrnehmen.

Dis scheint nun höchst sonderbar und unbegreiflich. Allein warum sollten wir erstaunen, daß jemand eine Fertigkeit verlernt? Und es ist ohne Zweifel eine Fertigkeit, wiewol eine überaus große und merkwürdige, aus solchen Eindrücken etwas herauszubringen, was gar nicht in ihnen zu liegen scheint.

Wie fruchtbar an Folgerungen für die Seelenlehre diese Erscheinung sei, ist hier der Ort nicht, anzugeben. Wir wollen nur betrachten, was sich für unsere Untersuchung für ein Gewinn daraus ergebe.

Man wird aus dieser Erfahrung den Sinn obiger Behauptung, daß das Verstehen der Wörter mechanisch geworden, was es ursprünglich nicht gewesen, noch vollkommener einsehen lernen. Deßgleichen wird man den sonderbaren Zustand, in welchem die Wörter ohne Sinn scheinen, vollkommen erklären und würdigen können. Er ist demjenigen ganz ähnlich, in welchem die äußern Eindrücke keine Vorstellungen mehr erregen, und hat mit diesem eine und eben dieselbe Ursache. Die geistige Kraft, die durch eine kör-

perliche Ursache geschwächt worden, vermag nicht, aus den ihr vorgelegten Vordersätzen den Schluß zu ziehen. Man kann sich leicht vorstellen, daß, da die Wörter zu nichts anderem zu gebrauchen sind, als einen Sinn daraus zu nehmen, der Zustand, da man weiter nichts mit ihnen vornehmen kann, als sie innerlich zu hören, ein sehr sonderbarer und verwirrender, und, wenn er lange anhält, verzweiflungsvoller Zustand sein muß. Wäre es aber möglich, in demselben volle Besonnenheit zu haben, und würde er nicht aufgehoben, wenn diese wieder eintritt: so würde dem Philosophen nichts wünschenswerther sein, als eine Zeitlang in ihm zubringen zu können. Es müßte eine äußerst interessante Erfahrung sein, dem innern Spiele des Geistes mit Muße zuzusehen, und uns selbst in dem Zustande der Lehrjahre der Vernunft kennen zu lernen.

Konnte es aber dem Abstractionsvermögen des Philosophen gelingen, einem äußern Eindrucke, der seine Wirkung so schnell vollendet, daß sie gar nicht in der Zeit zu geschehen scheint, zuvorzueilen, und ihn aufzuhalten, ehe er seine Wirkung vollendet hat, um ihn, selbstthätig, so zu leiten, als ob er zum erstenmale auf ihn wirke: so muß auch der, der es unternehmen zu können glaubt, das Problem über den Ursprung der Sprache zu lösen, die ungleich leichtere Arbeit vollbringen können, die Wörter aufzufassen, ehe er zum Verständnisse derselben gelangt, um des, die ganze Untersuchung stöhrenden Irrthums, als ob der Sinn der Wör-

ter, mit und in den Wörtern zugleich dem Verstande überliefert werde, zeitig genug los zu werden. Man könnte glauben, man brauche zu dem Ende sich nur die Wörter einer unbekannten Sprache vortragen zu lassen. Allein es kömmt hier darauf an, die Wörter nicht zu verstehen, die wir verstanden haben, und die wir sobald wir wollen, sogleich wieder verstehen können, so wie wir, wenn wir uns bemühen, einen Gegenstand doppelt zu sehen, die Augenachsen in einem Augenblicke wieder können zusammenschießen lassen, um den Gegenstand wiederum einfach zu sehen. Um Kenner zu sein, ist es nicht genug, von einem schönen Bilde, in welchem uns feurige Augen, und ein schöner Mund entzücken, gerührt zu werden, sondern man muß seiner Einbildungskraft so viel gebiethen können, daß sie uns, wenn wir wollen, diese feurige Augen, als ein paar Flecke, diesen schönen Mund, als ein paar rothe Striche vorstelle.

Haben wir es dahin gebracht, daß wir die Wörter bloß innerlich hörend betrachten, und uns dabei des Verstehens derselben erwehren können, dann erst werden sie uns in ihrer Natur als Zeichen bekannt, und dann erst erhält die Frage nach dem Ursprunge der Sprache ihren Sinn. Denn nun fällt jedem die Frage ein: was sind diese Zeichen? Wie kommen sie in uns? Bedürfen wir der Zeichen überhaupt? und was ist ein Zeichen?

Ein griechischer Schriftsteller sagt: wenn wir bloß Seele wären, so bedürften wir der Zeichen nicht; wir wür-

den die Gedanken an sich selbst wahrnehmen. Es liegt ein tiefer herrlicher Sinn in diesen Worten! Wir sprechen nur, weil die Seele eines Körpers zum Wirkmittel (Organe) bedarf.

Was eine Vorstellung an sich selbst sei, und wie sie möglich sei, hat auch die vermessenste Denkkraft zu bestimmen sich nicht beikommen lassen. Dennoch aber läßt sich das Gesetz entdecken, nach welchem sich die Vorstellungen erzeugen, und welches, wie für sehr viele andere Erscheinungen, so vorzüglich auch für unsere Untersuchung, befriedigenden Aufschluß gibt.

Home, (ein echtkritischer Kopf) hat bemerkt, daß der Mensch sogar von leblosen Dingen Bewegungen aufnehme, die diesen ähnlich sind, und Tetens hat in dieser Bemerkung eine Wahrheit gefunden, die Home selbst wol nicht darin gesehen hatte. Er zeigt, wie heftig der Nachahmungstrieb im Menschen wirke, und wie durch die äußeren Empfindungen ähnliche Modificationen und Zustände in uns entstehen. „Diese verbreiten sich über unsere Vorstellungskraft, stimmen das Herz zu ähnlichen Begierden, und die Muskeln unsers Körpers zu ähnlichen Handlungen, ähnlichen Sitten, ähnlichen Manieren und Gewohnheiten. Die Macht der Beispiele und des Umganges gründet sich auf diese natürliche Anlage, auch unwillkührlich, und ohne daß wir es wissen, nach Andern gebildet zu werden.“ Hieraus zeigt er, wie durch diesen Nachahmungstrieb, mit

Hinzukunft der Vernunft, die Möglichkeit der Sprache begreiflich werde.

So wahr und wichtig diese Entdeckung ist, so gewiß auch durch sie allein die Frage nach dem Ursprunge der Sprache (besser: nach der Möglichkeit der Sprache) beantwortet werden kann: so gibt man ihr doch lange noch nicht die volle Anwendung auf den vorliegenden Fall, wenn man dabei stehen bleibt, zu zeigen, wie der Mensch vermöge dieses Triebes, alles was zum Zeichen dienen kann, durch seine Natur gedrungen, habe nachahmen müssen, und wie dadurch die Zeichen konnten mitgetheilt, ausgebreitet, fortgepflanzt werden, und zu der Leichtigkeit in der Anwendung kommen, in welcher wir sie jetzt gebraucht sehen.

Sondern der Nachahmungstrieb muß mit allem, was er bewirkt, aus dem Körper, insofern er Organ der Seele ist, erklärt werden. Was das Geheimniß unsrer Vorstellung auch sein mag, genug, wir wissen, daß wir nicht anders Vorstellungen haben können, als wenn wir den vorgestellten Gegenstand in uns nachbilden; woraus denn die Folge ist, daß wir in dem Augenblicke der Vorstellung dem vorgestellten Gegenstande ähnlich werden, und durch ein eigenthümliches Gefühl die Vorstellung vereinerleien. Man könnte dis mit Einem Worte so ausdrucken: wir werden der vorgestellte Gegenstand, wenn nicht der Ausdruck etwas Anstößiges hätte, und wenn man den, der uns fragte, ob wir, wenn wir ein Haus und

dann ein Pferd sehen, erst ein Haus würden, und dann ein Pferd, früh genug über den Sinn dieses Ausdrucks verständigen könnte, um ~~nicht~~ das scheinbare Lächerliche sogleich ~~Tadel werden~~ zu lassen.

Da diese Bemerkung seltsam scheinen muß, und da für unsere Untersuchung doch alles darauf ankömmt, die Wahrheit derselben wohl einzusehen: so will ich einige Fälle anführen, bei welchen eine unbefangene Betrachtung jene Bemerkung bei Jedem wird hervorgehen lassen, so, daß er nicht sowol überredet werden wird, zu glauben, sondern daß der Glaube an jene Wahrheit vielmehr sein eigenes Werk werden wird.

Man weiß, was die Theoristen von natürlichen und wesentlichen Zeichen gesagt haben. Natürliche Zeichen waren ihnen die, wo das Zeichen dem Bezeichneten ähnlich ist, z. B. eine zornige Miene ist ein natürliches Zeichen des Zorns. Nun möchte man aber wol wissen, was für eine Aehnlichkeit zwischen dem Zorne und einer Miene, zwischen einer Empfindung und einer Gestaltung verschiedener Muskeln sei. Wie sieht doch eine Empfindung aus? Vielleicht wie ihr Ausdruck? Und dieser Ausdruck? Wie die Empfindung ohne Zweifel, wovon er der Ausdruck ist. Ich gestehe, daß ich mich darinn nicht zu finden weiß. Nimmt man aber an, daß man den Zustand, der vorgestellt wird, in seinen Hauptzügen in sich selbst erzeugt, eben dadurch, daß man ihn

vorstellt, so läßt sich alles sehr wohl begreifen, wenn man hier überall von Begreifen sprechen kann.

Deßhalb ist eine zornige Mine unter einem Haufen roher Leute so entscheidend für Schlägerey und Blutbad. Der Gegner faßt mit gehässiger Heftigkeit den Zustand seines Feindes in sich auf; dieser verdreifacht eben dadurch seinen eigenen Zustand, und so bis zum Ausbruche fort.

Aber was noch mehr ist: die Vorstellung erzeugt sich, wenn sie sehr stark wird, oder der Vorstellende in einem besondern körperlichen Zustande ist, sogar äußerlich auf das deutlichste. Einige Hypochondristen stellen die Minen dessen, mit dem sie sprechen, in allen ihren Abwechselungen auf ihrem Gesichte dar, ohne daß sie etwas davon wissen. Ihre Organe sind nicht stark genug, die mitgetheilte Bewegung allgemach innerlich auszubreiten, bis sie sich von selbst verliehrt, sondern sie bricht mit Ungestüm durch, und stellt sich äußerlich dar. Oft ist es freilich auch die Folge eines sehr lebhaft aufgefaßten Eindrucks; aber wer weiß, wie viel die Erziehung daran gethan haben mag, daß wir uns äußerlich wenig verändern, wenn ein Wesen unsrer Art durch Vorstellungen auf uns wirkt. Georgi erzählt von den Lappen, daß, wenn Einer in der Gesellschaft redet, die Andern die Mäuler, dem Redenden gleich, bewegen. Ohne Zweifel bilden sie den geringsten Consonanten eben so wohl mit den Sprachwerkzeugen, als derjenige, welcher redet. Alles

das ist sehr natürlich, und wenn wir viel zu wohlgezogen sind, um es eben so zu machen, so müssen wir doch den armen Lappen entschuldigen, indem ihm das Hören und Verstehen der Wörter nicht so geläufig sein kann, als uns, und er also mehr Arbeit gebraucht, um damit zu Stande zu kommen. *)

Es gibt Leute, die das Talent haben, die Sprache, den Gang, die Geberden Anderer bis zur Täuschung nachzuahmen. Wer zeigt diesen, wie sie die Sprachwerkzeuge stellen müssen, um einen solchen Ton, wie sie die Muskeln ziehen sollen, um eine solche Geberde hervorzubringen? Es ist doch wol offenbar, daß die bloße lebendige Vorstellung das alles in ihnen bestimmt, und so ist hier beinahe buch-

*) Man kann sagen, daß uns nicht allein das Sprechen, sondern auch das Hören der Wörter leichter werde, als es dem Lappen oder jedem andern Volke, das keine Buchstabenschrift hat, sein muß. Wir können uns nämlich, wenn wir reden hören, jeden Buchstaben besonders vorstellen, welches das Verstehen ungemein erleichtert, indem wir nunmehr jeden Buchstaben deutlich hören, ihn unter einem bestimmten Charakter anerkennen, und die ausgesprochenen Wörter buchstabirend hören. Sonach haben die, welche ein Alphabet besitzen, weniger Arbeit, Wörter zu verstehen, als die, welche keins besitzen, indem ihnen eine Kraft mehr zu Gebote steht, das Gedächtniß.

stäblich wahr, daß der Vorstellende der Gegenstand werde, den er sich vorstellt.

Ja, was zeigt sich in unserm gewöhnlichen Sprechen anders, als die Wirksamkeit eben dieses Gesetzes? Wer zeigt dem Kinde, wie es die Sprachwerkzeuge stellen soll, um das gehörte Wort auszusprechen? Es wird weiter nichts erfordert, als daß das Kind das Wort innerlich stark und deutlich höre, das heißt, daß es sich dasselbe lebhaft genug vorstelle, um die Laute selbst hervorzubringen.

Hat wol von allen denen, die über die schönen Künste philosophirt haben, Einer daran gedacht, die Frage aufzuwerfen: wie schöne Kunst überhaupt möglich sei? Wir bewundern das Talent desjenigen, der den Umriß des Gesichts einer Person, welche er sieht, erträglich ähnlich in Papier ausschneiden kann. Warum bewundern wir nicht eben so sehr die Zeichenkunst und Malerei? Warum finden wir hier weiter nichts, als ein schätzenswerthes Talent, ein besonderes Geschenk der Natur, welche die Fähigkeiten verschiedentlich austheilt, und diese gerade uns versagt hat, worüber wir uns leicht beruhigen können? Nein, es ist ein Verfall der sinnlichen Natur des Menschen, daß er nicht mehr, der Eine wie der Andere, ein Künstler ist, oder vielmehr, daß es überhaupt Künstler gibt. Wäre die sinnliche Natur des Menschen so stark und schön, als sie sein könnte: so würde jedermann Zeichner, Dichter, Tonspieler sein, und von Künst-

lern und Kunst würden wir nichts wissen. Der Künstler ist ein solcher Mensch, der sich an einem schönen Gegenstande versieht. Die ungeschlachte Sinnlichkeit versieht sich nur an Ungeheuern. Michel Angelo — in Arbeit, vor Begeisterung schnaubend, während unter seinen gewaltigen Schlägen der Meißel in den ungestalten Marmorblock tief eindringt, daß die Stücke unter ihm ~~ganz~~ weit umherfliegen, ohne daß er in der geringsten Biegung irre geht, bis das Götterbild endlich hervortritt, — ist weiter nichts, als ein Mensch, in dem eine Vorstellung so lebendig und dringend ist, daß sie mit äußerster Gewalt strebt, ihren Gegenstand von und aus sich selbst wieder darzustellen.

Nachdem nun die Wirksamkeit dieses Gesetzes in der thierischen (animalischen) Natur des Menschen gezeigt worden ist, wird es ein Leichtes sein, einzusehen, wie durch Druck der Rippen, Stoß und Pressung der Zunge, und Aufblähung der Lunge, ein Gegenstand innerlich könne nachgebildet werden. Gewöhnlicherweise bildet der Mensch zuerst durch Geberden nach, wodurch er zeigt, daß eine Vorstellung sein geworden ist. Da wird nun niemand glauben, daß hier etwas willkührliches und abgeredetes sei, und daß wir da, wo wir den Kopf schütteln, auch wol damit hätten nicken können, wie wenn wir Bejahung anzeigen wollen, oder daß man, wenn man erst mit dem Fuße stampft, auch wol hätte die Achseln zucken können. Eben so ist es aber auch mit der Sprache;

so wenig man statt Ach, Heißa, statt O weh, Juchhei rufen konnte, eben so wenig war bei den ersten Aeußerungen des Sprechvermögens etwas willkührliches und wahlmäßiges, und man konnte da, wo man kalt rief, nicht heiß rufen, oder statt hoch, tief sagen.

Hier nehmen nun Monboddo und Fulda, — der erste ein Mann von durchdringendem Geiste, der jede Schwierigkeit mit Falkenaugen entdeckte, und der vor allen Dingen wußte, wonach er eigentlich fragen sollte, was leider die wenigsten Untersucher wissen; der andere ein Mann von tiefem Genie, der mit seinem ruhigen Blicke die Schwierigkeiten zugleich mit ihrer Auflösung sah — die Untersuchung auf. Ihre Theorien scheinen einander völlig entgegengesetzt; Monboddo behauptet, die Gliederung (Artikulation) sei dem Menschen nicht natürlich; Fulda hingegen zeigt, wie sie aus der Natur des Menschen selbst hervorgehe. Allein nichts ist leichter, als beide zu vereinigen. M. behauptet, der erste Ton sei ein langes ungegliedertes Geschrei gewesen; die Gliederung desselben müsse ein Werk des Nachsinnens und der Kunst gewesen sein, und könne erst dann Statt gehabt haben, da man das Bedürfniß gefühlt, die Zeichen unterscheidbarer zu machen. Er beruft sich auf die Schwierigkeit, mit welcher Kinder sprechen lernen, und auf die ungeheure Mühe derer, welche Taubstumme unterrichten. Und Fulda sagt die merkwürdigen Worte: „das Sprechen ist „ein hoher Grad von Gemüthsbewegung, es ist ein wahrer

„Zwang" *). Unvergleichlich! Und was kann übereinstimmender sein, als beide Meinungen?



*) Das Sprechen ist ohne Zweifel eine gewaltsame Verrichtung, und die äußerste Anstrengung, deren der Mensch fähig ist. Plinius (histor. natur. L. 28. c. 6.) berichtet, daß ein gewisser Mecenas (nicht jener Liebling des August) drei Jahre zugebracht habe, ohne zu reden, um sich von einer körperlichen Krankheit zu heilen. Durch die Sprache werden wir gezwungen, Menschen zu bleiben, und die Sprache, nicht allein in so fern sie Mittheilungsmittel ist, sondern indem sie den Menschen innerlich durch und durch erschüttert und bewegt, und zur Geistigkeit aufregt, ist allein der Grund, daß der Mensch als Mensch erscheint. Es ist ein ganz eigener Anblick, bei dem man, ich möchte sagen, nicht ohne eine Art von Rührung verweilen kann, zu sehen, wie die Vernunft sich an den zufälligen, obgleich, ihren Ursachen nach, nothwendigen Ausbrüchen der Sinnlichkeit festgehalten hat, um nur erscheinen zu können; rührend gewiß in der Rücksicht, weil man zu gleicher Zeit wahrnehmen muß, wie leicht diese Fertigkeit verlernt und vergessen werden kann, und wie zufällig also gewissermaßen die Vernunft selbst ist. Würde uns jetzt die Sprache genommen, so würden wir gewiß keine wieder erfinden, und die Menschen würden bald aufhören, Menschen zu sein.

Da man bei Untersuchungen dieser Art immer etwas auf die Gefahr, belacht zu werden, wagen muß: so will ich

Der Unterschied und der Zusammenhang beider Lehrgebäude liegen darinn: Monboddo behauptet, die Gliederung sei lästig und überaus schwierig; Fulda behauptet dasselbe. M. will ferner: die Gliederung sei ein Werk der Kunst, und er redet nicht anders davon, als ob zu einer Zeit eine eigene Commission dazu niedergesetzt worden sei. Nun kann man ihn aber fragen, wie man auf dis Kunststück gekommen

---

hier versuchen, zu zeigen: wie es komme, daß die Fische stumm sind. Sollte man darüber lachen, so bin ich bereit, mitzulachen, und werde sagen: es sei auch nur Spaß; denn wenn eine solche Erklärung einmal belacht ist, so ist sie doch verlohren, und man wird immer lächerlicher, je gründlicher man sie vertheidiget. Sollte man hingegen die Erklärung einer ernsthaftern Betrachtung werth finden, so werde ich sagen, daß sie in der That ernsthaft gemeint sei, und den wahren Aufschluß der Sache gebe. Das Sprechen nicht allein, sondern der Ton überhaupt, erfodert eine innere Bewegung, die eine gewisse Gegenwirkung (Reaction) überwinden muß, ehe sie laut wird. Bei einem Fische nun wirkt jede Bewegung sogleich äußerlich; das Element, in dem er lebt, verstattet jede Ausweichung vor einer Kraft, die innerlich auf ihn wirkt; ja, je mehr er innerlich bewegt wird, desto schneller und augenblicklicher wird er äußerlich bewegt. Es kann also nie eine Bewegung in ihm so stark werden, daß sie, wenn man ihr keine äußere Ableitung verschaffte, aus dem Innern selbst durchbrechen müßte.

sei, und was die Erfinder dabei geleitet habe? Wie wenn der Eine sein Geschrei durch b und f, der Andere durch l und m, und so die andern nach allen möglichen Verbindungen hätten gliedern wollen? Wie würde Uebereinkunft bewirkt worden sein? Wo wäre hier Nothwendigkeit zu finden gewesen?

Diese Nothwendigkeit entdeckt nun Fulda. Die Natur im Menschen, nur obenhin bewegt, athmet und bläs't nur eine ungegliederte Sprache. Aber die Natur, von einer Vorstellung auf das heftigste bewegt und innerlich aufgeregt, artikulirt.

Was ist nun diese Gliederung? Sie ist innere Geberde *). Die Gliederung ist die allerstärkste Anstrengung des Menschen, eine Vorstellung sich eigen, einen Gegenstand zu einer Vorstellung zu machen, und ihn innerlich in sich nachzubilden. Die gewöhnlich sogenannten Consonanten zeigen also das Verhältniß an, welches eine Vorstellung zu den sinnlichen Bedingungen derselben hat, und drucken die



*) Im Mai der philos. Annalen 1795 habe ich bereits diese Erklärung gegeben. Was ich ebendaselbst über den Unterschied des menschlichen und thierischen Mechanismus gesagt habe, nehme ich wieder zurück, und erkläre es für unhaltbar.

Veränderung aus, die durch die Vorstellung eines gewissen Gegenstandes in dem Vorstellenden vorgegangen ist.

Oft gehen philosophische Entwickelungen auf weiter nichts aus, als zu bewirken, daß man sich einen Gegenstand, den man schon längst kennt, unter einer ganz andern Gestalt denke, als man ihn zu denken gewohnt ist, und daß die Empfindung, welche die Vorstellung davon begleitet, gänzlich verschwinde, und einer andern Platz mache. So ist auch hier für unsere Untersuchung alles gewonnen, wenn man es dahin bringen kann, die gewöhnliche Ansicht der Buchstaben schwinden zu lassen, und sie unter der Bestimmung zu denken, welche wir eben von ihnen gegeben haben.

Nunmehr wird es ganz begreiflich sein, daß in der Sprache ursprünglich nichts willkührliches und verabredetes Statt gefunden, sondern daß die Sprache dem Menschen abgedrungen und abgezwungen sei. Das wollte die bekannte Meinung einiger alten Philosophen sagen: die Sprache sei von Natur, nicht durch Einsetzung (φυσει, nicht θεσει). Die gewöhnliche Vorstellung, daß die Menschen alle mögliche Arten von Zeichen durchgeprobt, und endlich bei den Wörtern, als den vollkommensten Zeichen, stehen geblieben seien, verderbt die ganze Ansicht der Sache, und man sieht dabei gar nicht mehr, worinn die eigentliche Schwierigkeit der Untersuchung steckt.

Hier eröffnet sich nun eine Aussicht in die menschliche Natur, bei deren Betrachtung man nicht müde werden kann.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn816936102/phys_0026
DFG

Die Sprache verdankt ihren Ursprung dem rohesten oder wenigstens dem naturvollesten Zustande des Menschen, wo ihm die Gegenstände noch so neu und befremdlich waren, daß er sich an ihnen, wie in einem Zustande einer wundervollen Ueberraschung, versah, und sie durch einen Durchbruch seines ganzen inneren Wesens äußerlich gleichsam wiedergebahr. Dis ist ohne Zweifel nicht der Zustand der Vernunft, und diejenigen, welche die Frage über den Ursprung der Sprache für unbeantwortlich erklären, weil Erfindung der Sprache Vernunft, Vernunft aber erfundene Sprache voraussetze, brauchen nun nicht mehr in so großer Verlegenheit zu sein. Freilich scheint die Aufgabe, so wie sie gewöhnlich abgefaßt wird, schon in voraus zu sagen: daß sie nicht aufgelöset werden könne. Denn wenn gefragt wird: wie konnte der Mensch Sprache erfinden? so stellt sich uns sogleich in Gedanken ein Mensch dar, welcher grübelt und sinnt, und sich den Kopf zerbricht, wie er es doch wol am besten anfange, und den nächsten Weg einschlage, um das Ding, Sprache genannt, zu erfinden. Da können wir uns denn unmöglich vorstellen, daß ein Wesen, das so denken, dis und jenes reiflich überlegen, verwerfen und wählen kann, ja welches die Sprache, die es erfinden soll, schon kennt, ein mutum et turpe pecus sein könne. Allein es ist auch falsch, daß die Sprache erfunden worden ist; sie ist gefunden, die Vernunft hat etwas vorgefunden, woraus sie Sprache geschaffen hat; die Vernunft hat die Sprache

gefunden. Wir werden nämlich sehen, wie die Vernunft sich jenen Ausbruch der Sinnlichkeit zu Nutze gemacht hat, und wie es gekommen ist, daß die Laute Zeichen geworden sind. Denn die Laute sind nicht erfunden worden, um Zeichen zu sein, und der Mensch sprach ursprünglich nicht, um zu bezeichnen; eine Voraussetzung, welche so viele verunglückte Beantwortungen veranlaßt hat, und eine befriedigende Beantwortung gänzlich unmöglich macht.

Das Vermögen nämlich, bei diesen sinnlichen Wesen (die noch nicht Zeichen genennt werden können) etwas zu verstehen, muß besonders betrachtet werden, weil es die eigentliche Geistigkeit des Menschen angeht, wovon bis jetzt noch nicht die Rede sein konnte. Da die Frage: „wie es möglich sei, ein Zeichen zu verstehen", unbeantwortlich ist, so wollen wir wenigstens die Geschichte des Verstehens in einem Falle, wo wir beide, Sinnlichkeit und Vernunft zusammen, wahrnehmen können, kurz vorzustellen suchen.

Wir wollen uns ein Kind denken, das die ersten Laute zu bilden anfängt. Die Wörter Papa und Mama, welche, nach de Brosses, einen eigenen Abschnitt in der Geschichte der Sprache machen, und in welchen, da sie bei den verschiedensten Völkerschaften aufgefunden werden, die ursprüngliche Nothwendigkeit noch einigermaßen sichtbar ist, geben das beste Beispiel zu dem bisher Vorgetragenen ab. Das Kind sieht seinen Vater oder irgend eine Mannsperson (denn

Papa heißt in der Sprache des Kindes eine Mannsperson; Mama, eine Frauensperson) vor sich stehen. Die lebhafte Vorstellung dieses Gegenstandes verändert den Zustand des Kindes, welches an Vorstellungen noch nicht gewöhnt ist, und die ersten Vorstellungen mit äußerster Anstrengung, und gewiß nach vielen vorhergegangenen vergeblichen Bemühungen, erzeugt, auf eine merkliche Weise. Nun ist die Vorstellung des Gegenstandes ganz vollendet, und das Kind erkennt ihn an. Dieses bewirkt bei ihm eine eigenthümliche Empfindung, die es nöthiget, seine Lippen stark zusammen zu drücken, und sie in dem Laute pa wieder zu eröffnen. Unter dieser so ausgedruckten Empfindung erkennt das Kind den Gegenstand an. Es gibt dadurch an, was ihm die Erzeugung der Vorstellung dieses Gegenstandes kostet, wie viel er ihm, so zu sagen, werth ist. Je öfter ihm der Gegenstand erscheint, je leichter wird ihm sein pa, pa, pa, werden, das heißt bei ihm: das ist der Gegenstand, der in mir die Empfindung erregt, bei der ich so zu rufen pflege. Die Väter glauben gemeiniglich bei solchen Gelegenheiten eine besondere Zärtlichkeit ihres Kindes gegen sich wahrzunehmen, gleich als wenn es sagen wollte: das ist mein lieber Vater, an dem ich Wohlgefallen habe. Allein das Kind will sich den Gegenstand nur merken und einprägen, und die Wiederholung der Silbe pa will nur sagen: dieser Gegenstand kömmt unter einer solchen Empfindung in mir vor.

Der Gegenstand wird nun zuletzt dem Kinde so geläufig und bekannt, daß er keine merkliche Empfindung mehr in ihm erregt. Bedient sich das Kind nun noch jener Ausrufung, dann erst kann man sagen: es spreche. Nun weiß man aber nicht, ob das Kind, wenn es so ruft, eine Empfindung habe, oder nicht; von wo an wird man also eigentlich die Sprache des Kindes herrechnen können? Das Kennzeichen ist untrüglich; dann nämlich spricht das Kind, wenn aus jenen Lauten ein Wort geworden, das heißt, wenn es nicht mehr pa, pa, pa, ruft, sondern Papa (mit dem Tone auf der letzten Silbe) spricht. Hier haben wir die Entstehung des Wortes. Das Kind fängt nun an, zu bezeichnen; von Empfindung ist keine Spur mehr da; aber es weiß den zufälligen Ausbruch der Empfindung wol zu benützen, und läßt ihn nicht mit der Empfindung zugleich verschwinden. Hier fängt die Epoche der Vernunftmäßigkeit bei dem Kinde an; es fängt an, willkührliche Zeichen zu verstehen. Denn obgleich, wie wir gesehen haben, dieses Wort ursprünglich nicht willkührlich war, sondern so und nicht anders sein mußte, so ist es doch jetzt so gut als ein willkührliches Zeichen, zwischen welchem und dem Bezeichneten keine Aehnlichkeit mehr Statt hat. Dem Kinde würde nun jedes andere Wort, was man ihm gäbe, gleich gut sein, und es würde es anstatt des ersten gebrauchen, ohne darauf zu sehen, ob es auch, wie dieses, aus Empfindung entsprungen sei.

Hier zeigt sich nun auch der Grund der Betonung (Accentuation.) Die einfachen Laute, welche die Empfindung einzeln nach einander ausstieß, werden, wenn die Empfindung verdunstet ist, und sie nun als Zeichen gebraucht werden sollen, in eins zusammengefaßt, und es wird nun ein Ganzes daraus, welches Anfang, Mittel und Ende hat. Der Empfindung war daran gelegen, daß jeder einzelne Laut ein Dasein für sich hätte, und besonders gehört würde; der Verstand aber sieht nur darauf, daß er etwas zu seinem Gebrauche habe; er legt den Ton nur auf Eine Silbe, und läßt die andern nur in sofern schallen, als sie nothwendiger Weise müssen ausgesprochen werden. Dadurch entsteht nun ein Wort, welches einen Gegenstand oder einen Zusammenhang oder eine Zusammensetzung von Gegenständen bezeichnet. Soll ein anderer Gegenstand bezeichnet werden, so ist ein neues Wort nöthig, und es wird nun nicht allein jenes Verfahren wiederum angewandt werden, sondern die Sprachwerkzeuge, welche schon ruheten, werden nun von neuen müssen angesetzt und in Bewegung gebracht werden. Dadurch entfernt sich nun die Sprache, jemehr darinn der Verstand die Herrschaft über die Empfindung ausübt, immer mehr von ihrem Ursprunge und ihrer Natürlichkeit, so, daß von den natürlichen Regungen, welchen sie ihren Ursprung verdankt, keine Spur mehr in ihr anzutreffen ist. Hieraus kann man es sich auch erklären, wie einige Sprachen des Melodischen wegen, haben gerühmt werden können. In

diesen herrschte noch die Empfindung; die Zeichen wurden zwar als Zeichen, aber immer noch mit dem Bewußtsein ihres Ursprungs aus der Empfindung, gebraucht. Wörter in eigentlichem Verstande, waren entweder noch gar nicht darinn, oder doch nur selten, wenigstens keine zusammengesetzte. Dadurch wurde der Accent gespart, und die Quantität konnte noch herrschen. Die neuern Sprachen sind alle durch eine ungeheure Menge abstracter Begriffe erkältet, und durch und durch symbolisch geworden, und zwar, was eigentlich das Schlimme dabei ist, symbolisch, ohne charakteristisch zu sein, wiewol es die deutsche noch am meisten ist. Wenn dadurch auf der einen Seite die Empfindung, welche nicht immer etwas Gutes hervorbringt, (wiewol es noch keine Folge ist, daß, wo die Empfindung aufhört, die Vernunft anfange) verloschen ist, so ist dadurch auf der andern die Leidenschaft erregt. Denn das Symbol verwirrt und macht böse; der fürchterliche Einfluß der schwankenden Begriffe, erregt ein ganzes Heer von Vorstellungen, die ihren Gegenstand erst suchen müssen, betäubt dadurch die Vorstellungskraft und bringt Schwärmerei und Fanatismus hervor.

Man kann also mit voller Wahrheit sagen, daß kein einziges Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung mehr gebraucht werde. Die Seele welche nun einmal an die Vorstellung durch Zeichen gewöhnt ist, sieht über das Zeichen weg, und rechnet gleichsam für sich in ihrem innersten Auf-

enthalte. Dieses muß man sich wohl vorstellen können, wenn man von der Sprache etwas begreifen will. Ein schönes Beispiel, das uns Dobritzhoffer erzählt, wird dis noch deutlicher machen. Bei einem Volke im südlichen Amerika heißt Gott, Tupa. Dieses Wort besteht aus zwei Empfindungslauten, Tu, ein Entsetzen, und Pa, eine Verwunderung auszudrucken. Bei einem Gewitter sieht der Wilde erschrocken zum Himmel auf, und ruft Tu! Pa? Entsteht nun zuletzt in ihm der Gedanke von einem Wesen, das über den Wolken dieses Krachen errege, und diese Blitze schleudere, so wird er es nicht das Wesen nennen, welches die Erscheinung erregt, bei welchem ich Tu! Pa? rufe, sondern (gerade wie es bei dem Kinde der Fall war) diesen Empfindungslauten wird ihr Charakter entrissen, und sie werden in ein Wort zusammengedrängt: Tupa. Der Missionar tauft nun im Namen Tupa des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes, und der Wilde lernt nur den großen Tupa anbeten. Dis ist in wenig Worten die ganze Geschichte des Zeichen verstehenden Menschen.

Durch dieses Vermögen allein ist der Mensch zur Vernunftmäßigkeit herangewachsen, und er hat einen so ausgebreiteten Gebrauch davon gemacht, daß er selbst die allernatürlichsten Regungen, die mit dem Gedanken selbst Eins sind, als Regungen nicht mehr vorkommen läßt, sondern sie als todte Zeichen gebraucht. Wer zuerst den Kopf schüttelte, that es nicht, um eine Verneinung zu bezeichnen,

sondern es ist die (natürliche) physische Folge einer Stimmung, die ihm nicht gefällt, ein lebhaft wahrgenommenes Mißverhältniß zwischen zwei Gedanken, die er verhindern will, sich zusammen zu gesellen; er will eine Seinsart seiner selbst aufheben, und einen Gedanken aus sich scheuchen. Wer den Kopf neigt, will nicht eine Bejahung bezeichnen, sondern er will sich in einen Zustand, der ihm gefällt, tiefer einsenken; es ist eine natürliche Folge der Zusammenstimmung aller seiner Kräfte und Triebe mit einem gewissen Zustande. Und von allen diesen, mit solcher Nothwendigkeit dringenden Regungen, hat er sich mit Gewalt loßgerissen, um ein trockenes kaltes Zeichen daraus zu machen. Mit welcher Anstrengung mußte der Mensch arbeiten, um nur als Mensch erscheinen zu können! Eben so bedeutet Ja, ursprünglich: das beruhiget mich; Nein: ich habe einen Unwillen, es ist mir etwas nicht recht, ich will, daß es nicht sei. Und daraus ist das ja! und nein! geworden, in welchen von allem diesen keine Spur mehr anzutreffen ist.

Wo nun dieses Vermögen angetroffen wird, in welchem Geschäfte es auch sein mag, da ist Menschlichkeit. Sollte die Erfahrung einmal lehren, daß der Orang-Outan mit willkührlichen Zeichen Gedanken verbinde, und willkührliche Zeichen gebrauche, mit Bewußtsein, daß es Zeichen sind, und in der Absicht, zu bezeichnen: so ist er ein Mensch, wie wir. Das Sprechen gehört so wesentlich zum Menschen, daß er bei einem Unvermögen zu sprechen nicht ein-

mal Thier ist. Der Taubstumme wühlt mit schauderhaftem Lust-wiehern in dem Eingeweide seines Bruders, den er ermordet hat; und es ist merkwürdig, daß die Sittlichkeit sich im Menschen immer mehr entwickelt, je vollkommener die Zeichen sind, die er gebraucht, und je mehr sie seiner Natur angemessen sind. Die Geberdensprache läßt schon weniger davon zu, als die Wortsprache. Bei einigen Thieren ist offenbar etwas Aehnliches (ein Analogon) von Edelmuth anzutreffen, dahingegen der Mensch, ohne Sprache, das grausamste Geschöpf ist. Bei den Thieren scheint dis in ihrer sinnlichen Natur zu liegen, und Vernunftmäßigkeit scheint ihnen nicht bestimmt zu sein; dahingegen der Mensch seiner Sinnlichkeit nichts soll zu verdanken haben, sondern alles der Vernunft, so, daß er, bevor diese entwickelt ist, ganz und gar nichts ist. Dis hindert aber nicht, daß wir nicht bei entwickelter Vernunft, die Sinnlichkeit ordnen und regeln sollten, und deßhalb verdient die Sprache, als Werkzeug der Vernunft, auch von ihrer sinnlichen Seite eine Aufsicht, und sie hat in vieler Hinsicht noch einer großen Verbesserung nöthig.

Man weiß, wie viele Mühe sich die Alten gaben, in ihre Stimme Wohllaut, in ihre Sprache Ordnung und Harmonie zu bringen. Cicero selbst, der auf beides so sehr hinarbeitete, daß es uns beinahe als Schulfüchserei (Pedanterie) vorkommen muß, wollte doch nicht, daß man die Sorgfalt für den Wohllaut so weit treiben solle, als einige griechische Redner hierin ge-

gangen waren. Doch war die Bemühung dieser gewiß auf eine sehr richtige Bemerkung gegründet. Das Ohr nämlich ist ein leidenschaftlicher Sinn, und es ist kein Laut, Ton oder Klang zu finden, der nicht eine bestimmte Bewegung in dem Hörenden hervorbrächte, und in ihm die Möglichkeit einer Leidenschaft begründete. Was nun die Harmonie in der Sprache selbst betrifft, so weiß man, wie groß auch hierinn die Sorgfalt der Alten gewesen. Geddes ist bemüht gewesen, zu zeigen, wie der Verfall der alten Staaten mit dem Verfall der Sprachen gleichen Schritt gehalten; wie dadurch, daß Unordnung in die Sprache gekommen, auch die Gemüther in Unordnung versetzt, wie sie zu Unzufriedenheit, Unruhe und Aufruhr gestimmt, und zu neuen Dingen sind begierig gemacht worden. Sollten auch diese Vorstellungen übertrieben und nur zur Hälfte wahr sein, so kann man sich doch wol denken, wie Zeichen, die nicht ohne Hülfe der Einbildungskraft gebraucht werden können, dieses gefährliche Vermögen in Unordnung bringen und verstimmen können; woraus sich denn, da die Einbildungskraft die Grundlage aller übrigen Gemüthskräfte und Vermögen ist, die übeln Folgen, die es auf die ganze Handlungs- und Denkart haben muß, leicht einsehen lassen.

Das Schlimmste ist, daß gerade die vortrefflichste Eigenschaft der symbolischen Natur, (wenn man das eine Eigenschaft der Sprache nennen kann, was sie nur durch die Seele erhält) dieses Uebel möglich macht. Können die

Laute und Töne bloße Symbole werden, algebraische Zeichen, welchen man, da sie einmal so weit gekommen sind, auch die Vollkommenheit der algebraischen Zeichen zu geben bemüht sein muß, wodurch denn aus der Sprache selbst eine Rechenkunst werden wird: so ist der Grund zu den größten Verirrungen gelegt worden, und die Vernunft wird durch eben das, wodurch sie einen so erhabenen Schwung genommen, zu ihrer Zeit wieder umgestürzt und zu Boden geworfen werden; so wie der Luxus und der Reichthum des Staats seinen Bürgern den üppigsten Wohlstand und die höchste Verfeinerung eine Zeitlang gewähren, zuletzt aber den Staat selbst umwerfen, und aus den gebildetsten Menschen wiederum Barbaren machen.

Der Irrthum, daß die Wörter durch sich selbst den Sinn ergeben, den wir durch sie verstehen, hat auch den andern nach sich gezogen, daß der Sinn ganzer Sätze bloß von der Ordnung und Stellung der Wörter, und deren Bezeichnung abhänge. Es ist wahr, daß es eine große Vollkommenheit ist, wenn die Wörter einer Sprache so verändert, und von einander können abhängig gemacht werden, wie die Vorstellungen und Gedanken sich verändern und von einander abhängen, und die griechische Sprache ist in dieser Rücksicht nicht genug zu loben. Wo diese Eigenschaft sich findet, da ist sie ein Zeichen, daß die Sprechenden diese Abhängigkeit lebhaft eingesehen, und sie ausgedruckt haben. Auch wird dadurch mancher Zweideutigkeit auf das beste

vorgebauet, welches schon ein großer Gewinn ist. Allein das Verstehen eines Satzes ist ein bloßes Werk des Geistes, der verstehenden Kraft, auf welche man bei Untersuchungen dieser Art sein Auge immer geheftet haben muß. Wenn der Siamer betet: „Reich dein Bitte kommen uns": so glauben wir auf die ausserordentliche Rohheit dieser Sprache aufmerksam machen zu müssen. Allein glaubt man denn, daß der Siamer den Satz in seiner Sprache so verstehe, als wir ihn in der Uebersetzung verstehen? Er versteht ihn eben so, wie wenn wir ihn in der unsrigen hören: zu uns komme dein Reich. Wie viele Sätze der deutschen Sprache, die wir sehr wol verstehen, ließen sich nicht in die lateinische und griechische so übersetzen, daß sie, wenn wir sie nach jener Voraussetzung beurtheilen wollten, völlig sinnlos scheinen müßten!

Die Foderungen nun, welche wir oben bei den Wörtern gemacht haben, daß man sie einmal nicht verstehen müsse, muß auch bei den Sätzen gemacht werden. Hier ist freilich die Schwierigkeit beträchtlich größer, allein es läßt sich doch dahin bringen. Man begreift in der That nichts von den vorzüglichsten Eigenschaften der Sprache, und von ihrem Verfahren, wenn sie Abhängigkeit angeben will, wenn man es nicht dahin gebracht hat, auch nur zwei Wörter, die eine Verbindung und ein Verhältniß zwischen Gegenständen anzeigen, wenigstens anders zu hören, als gewöhnlich. So lange man z. B. „ein Feind des Lasters"

so hört, daß es denselben Sinn gibt, als: Einer, der das Laster haßt, so lange wird man nie begreifen, was ein Genitiv ist. Man muß es so hören und so verstehen können, daß es ganz deutlich folgenden Sinn gibt: er ist ein Feind (noch unbestimmt, wovon), das Laster ist die Ursache, das heißt: das Laster ist Ursache, daß er ein Feind ist. Würde man hiergegen sagen, daß die Sprache auf diese Weise sehr ungeschickt zu Werke ginge, indem sie ja nicht angäbe, wovon das Subject ein Feind sei: so würde man dadurch den Grund-irrthum und den Nebel, worinn alle diejenigen tappen, welche das Wesen der Sprache verkennen, so recht vor Augen stellen. Gerade der Umstand, daß wir dabei verstehen: ein Feind, und zwar vom Laster selbst, ist das, worauf man hier soll aufmerksam gemacht werden, um die Möglichkeit des Verstehens eines Satzes zu begreifen. Dasjenige, was diesem Zeichen in dem Geiste gegenüber liegt, und es möglich macht, in dem ewigen Cirkel herumzugehen, ohne verwirrt zu werden — daß, wenn uns gesagt wird, das Laster ist Ursache daß er ein Feind ist, wir dabei denken, und zwar vom Laster selbst, welches „vom Laster" wiederum auf einen Cirkel führt, aus dem uns die Zeichen nicht herauslassen würden, wenn der Geist nicht selbst den Ausweg fände — ist das, was uns die Möglichkeit zeigt, wie eine Verflechtung von Worten verstanden werden könne.

Wenn man diesen Gesichtspunkt aufzufinden gelernt hat, dann erst wird man den Schlüssel zur Spra-

che haben. *) So lange man es aber dahin noch nicht gebracht hat, wird man die Sprache, als einen Inbegriff von Zeichen, die nicht allein einzeln, sondern in ihrem Zusammenhange müssen verstanden werden, nie kennen lernen.

Der erste Schritt dazu ist gethan, wenn wir nur den sinnlichen Ursprung derjenigen Zeichen, welche die abstractesten Begriffe vorstellen, wol begriffen hat. Hier kann ich mich nun nicht enthalten, mich nochmals an dem geheimnißvollen Wesen des zauberischen Bindewörtchens ist, zu vergreifen, und es, wenn es mir gelingen will, um sein ganzes Ansehn zu bringen. Ich bin der ernsthaften und wohlerwogenen Meinung, daß dieses berühmte ist, das ein so geistiges Ansehn heuchelt, in sich selbst ein sehr sinnliches Wesen ist, welches seine Geistigkeit lediglich der symbolischen Eigenschaft der Sprache überhaupt zu verdanken hat, daß es, mit Einem Worte, nichts anders ist, als das isset selbst. Erklärt man sich seinen Ursprung nicht auf diese Weise, und siehet man auch nicht hier das Symbolische der Sprache, wovon wir

---

*) Nun wird man auch die Ausdrücke verstehen: παῦσιν ποιων, desine querelarum. Παῦσι ποιων, er ruhet des Arbeitens, heißt: daß er ruhet, ist ein Werk der Arbeit: welcher Ausdruck widersinnig scheinen muß (wofür ich ihn ehemals selbst unvorsichtiger Weise erklärt habe) wenn man nicht weiß, wie der Geist Zeichen versteht.

nun so viel und so lange geredet haben: so wird der Ursprung dieses Worts immer unerklärlich bleiben. Höchst sonderbar ist die gewöhnliche Vorstellungsart: man habe ein Wort nöthig gehabt, um anzuzeigen, daß das Prädikat dem Subjekte zukomme, und da habe man dieses Wort erfunden, welches das Subjekt mit dem Prädikate zusammenhänge, welche die Seele sonst nicht zusammen habe denken können. Was nun dieses Zukommen betrifft, so werden wir weiter unten davon reden. Aber sonderbar ist es: daß, wenn man das Prädikat ohne weitere Umstände zu dem Subjekte setze, die Verbindung beider nicht solle können verstanden werden, daß aber, sobald man noch ein Wort, welches beide nicht angeht, und an sich unverständlich ist, zwischen beide stelle, der Zusammenhang beider sofort nothwendiger Weise eingesehen werden müsse. Es ist nicht zu begreifen, wie die Zusammenstellung dreier Wörter verständlich sein soll, zweier Wörter hingegen nicht. Wenn drei Wörter neben einander gestellt, nicht nach einander, sondern in eins könne verstanden werden, so müssen auch zwei Wörter als Einheit können verstanden werden. So lassen selbst Philosophen, welche es sehr übelnehmen würden, wenn man ihnen das Vermögen zu abstrahiren und zu denken, abspräche, es nicht allein bei der Ansicht der Dinge bewenden, die sich jedem zuerst und gewöhnlicher Weise anbietet, sondern sie stellen sich recht breit in diesen

falschen Gesichtspunkt hinein, und liefern uns nun, so Gott will, eine Philosophie der Sprache, die weiter nichts ist, als die alltäglichen Irrthümer in Kapitel und Paragraphen gebracht. Dann läßt es sehr schön, in einer Anmerkung die Bemerkung beizubringen, daß in einigen wilden Sprachen das weltberühmte Bindewörtchen ist sich nicht vorfinde, sondern daß diese Wilden schlechthin sagen: mein Vater krank, dieses Pferd schnell, ich ein Abiponer; welches ohne Zweifel daher rühre, daß ihre Vernunft noch nicht gehörig entwickelt sei.

Es ist ein Glück für den, der jene Behauptung wagt, daß die Sprachforscher bereits die sinnliche Bedeutung der meisten Zeiten dieses Wortes aufgefunden haben, nicht sowol durch jene Bemerkung darauf geleitet, als weil sie ihnen bei ihren Sprachforschungen mit Gewalt aufgedrungen wurde, z. B. daß „ich bin" nichts anders heiße, als: ich nehme Nahrung zu mir. Dis verschafft dem Beweise Eingang, daß, wenn man von dem Begriffe ausgegangen wäre, den man mit jenen Wörtern verbindet, eine Bezeichnung desselben niemals würde haben aufgefunden werden können. Es ist in der That sinnlos, zu glauben, daß man die sogenannten abstrakten Begriffe ohne Zeichen vollkommen vorgestellt, und endlich zur Bezeichnung derselben gewisse Wörter — gleichviel welche — mir nichts, dir nichts, erfunden habe. Die Geschichte jener Wörter war ohne Zweifel die-

se: die sogenannten Attributiva in der Sprache waren ursprünglich Ausrufungswörter, wie kalt, heiß, hoch, groß u. dergl. Nun wollte man, wie man es in der gewöhnlichen logischen Sprache nennt, einem Subjecte ein Prädicat beilegen, einem gewissen Manne das Prädikat: groß. Da mußte, so zu sagen, das Subject erst hervor, und für sich besonders erst vorgestellt werden. Dieses konnte nun durch den bloßen Namen des Mannes nicht deutlich genug vorgestellt werden, indem der Nominativ bloß nennt, aber ein Dasein überhaupt noch nicht bezeichnet. Deßhalb mußte dieses besonders bezeichnet werden, und dis geschah, da, wie Herr Anton sagt, der Spruch des rohen Menschen ist: edo, ergo sum, durch das: isset, wie unter den Wilden noch jetzt die Verneinung des Daseins durch „er isset nicht" ausgedruckt wird. Nun war erst das Subject förmlich erschienen, und hatte sich in der Einbildungskraft des Redenden abgedruckt. Nunmehr ward das Prädikat genannt, und dem Hörenden überlassen, die Vereinigung zwischen P. und S. zu denken, welche, wenn sie der Verstand nicht selbst denken will, keine Sprache, auch die vollkommenste nicht, anzugeben im Stande ist. Nun ist es aber sehr leicht, daß ein Wort seine ursprüngliche Bedeutung verliert, wenn es einigemale in einer abgeleiteten Bedeutung ist verstanden worden; und so kam es endlich dahin, daß das ist auch gebraucht wurde, wenn leblose Dinge

als Subject vorkamen, bis zuletzt gar kein Urtheil ohne Hinzukunft desselben mehr gebildet wurde. *)

*) Es ist zwar, wie bereits erinnert worden, in der ganzen Sprache kein Wort, welches dieselbe Bedeutung beibehalten hätte, die es ursprünglich hatte, und hierin eben zeigt sich ja das eigentliche Menschliche der Sprache. Allein da die ursprüngliche Bedeutung von den allerwenigsten Wörtern aufgefunden werden kann, und man also, um die Möglichkeit einer solchen Umändrung der Bedeutungen zu zeigen, nicht in die Sprache im Ganzen hinweisen kann: so wollen wir einige Beispiele anführen, in welchen sich die ursprüngliche Bedeutung noch neben der abgeleiteten erhalten hat. Wer denkt wol, wenn er hört: „das kömmt ihm theuer zu stehen," an ein Kommen und an ein Stehen, oder bei: „er hält sich in N. auf," an ein wirkliches Aufhalten? Oder, wer glaubt wol, daß der Italiäner, wenn er sagt: „er kommt gelobt, „er geht überzeugt, er steht überwiesen", an ein wirkliches kommen, gehen und stehen denke?

Herr Professor Löwe wird aus dem, was ich hier gesagt habe, sehen, daß ich, trotz dem, was er gegen mich erinnert hat (Beitr. V. 160), völlig der Meinung bin, die er eben dort äußert. Nur muß ich gestehen, daß mir Hrn. Mertians „Wort a priori" nichts weniger als gefällt. Denn zu geschweigen, daß man das „a priori" eigentlich nur in transscendentalem Verstande nehmen darf, so ist gerade das Wort dasjenige in der Sprache, was a posteriori ist. Wenn man

Die Sprachen haben es nun bei dieser Einrichtung gelassen, und es wäre Thorheit, das unschuldige Wort jetzt



dasjenige, was in unserm Geiste dem Worte gegenüber liegt, wiederum ein Wort nennt, so zernichtet man sein eigenes System, und nimmt ein Wort an, um die Möglichkeit eines Wortes zu begreifen. Es ist wahr, daß dis der gewöhnlichste Fehler ist, in welchen Erklärer verfallen; ihm haben wir das Bild im Auge zur Erklärung des Sehens, — ihm haben wir die Samenthierchen, ja das ganze Entwickelungssystem zu danken; allein desto mehr sollte man dagegen auf seiner Hut sein. Den Ausdruck: „übersinnliche Sprache" trifft dis auch. Sprache ist gerade der versinnlichte Gedanke, der Gedanke, welcher erscheint. Den Gedanken lernt man als Gedanken nie kennen. Wenn man ihn auch im Schooße unseres geistigen Wesens aufsuchte, so würden wir ihn schon als Sprache, d. h. versinnlicht, antreffen, und er würde, mitten im Innern, etwas Aeußeres werden. Wenn wir uns bewußt werden wollen, daß wir denken, so finden wir nicht, daß wir denken, sondern daß wir sprechen; unser Lesen und Schreiben ist nichts als ein Sprechen. Ja wir hören, auch beim stillsten Denken, sobald wir auf unser Denken selbst aufmerken, sogar den Ton unserer Stimme. Im übrigen mache ich mit Hrn. Mertian gemeinschaftliche Sache, und erkläre: daß das, was ich Verstehen des Wortes nenne, mit dem, was Er das Wort a priori nennt, eins und ebendasselbe sei. Diese Bemerkung über das Wort, als Symbol, habe ich schon im ersten St.

aus ihnen verbannen zu wollen. Es ist Symbol, wie jedes andere Wort, und hat gleiches Recht mit ihnen. Al-

der Beitr. gemacht, und noch früher eine Theorie der Figuren darauf gegründet. Wenn indessen Hr. Prof. Löwe die Vertheidigung der Hülfswörter auf diese Wahrheit gründen will: so befürchte ich doch, daß sie dieses nicht leisten werde. Der Ausdruck: ich werde schreiben, gilt uns allerdings so viel als: scribam. Wenn der Engländer sagt: to grow less, und man dagegen erinnern wollte, daß man durch das Wachsen an Größe nicht abnehmen könne, so würde dis eine armselige Kritik sein. Wenn ich also die Bildung des Futurs durch Hülfswörter tadelte, so war es nur, um bemerklich zu machen, daß es ursprünglich ein wahres Präsens gewesen, und in einer Zeit erfunden worden, wo die Denkkraft noch so ungeübt war, daß sie eine Zukunft nicht deutlich vorstellen, und von der Gegenwart unterscheiden konnte, obwol es jetzt ein ächtes Futurum geworden ist, und bleiben wird. Das Futurum des Karaiben, der am Morgen seine Hangematte verkauft, weil er nicht denken kann, daß ein Abend kommen werde, wo er sie wieder gebrauchen werde, würde gewiß wie dieses aussehen. Wird der Karaibe gebildet, so wird er kein neues erfinden, aber er wird sich unter demselben Worte etwas anderes und richtigeres denken. Ein unaufheblicher Uebelstand der Hülfswörter bleibt immer die Verwirrung, die sie verursachen, wenn sie zu sehr gehäuft werden, indem sie uns, um uns ein einziges Verhältniß denken zu lassen, aus der

lein die deutsche Sprache hat versäumt, eine Aenderung vorzunehmen, welche die Beibehaltung desselben nöthig machte.

---

Vergangenheit in die Gegenwart, und aus dieser in die Vergangenheit hin- und herschicken, so daß, wenn wir einmal versäumen, das Ganze mit Einem Blicke zu übersehen, die Theile auseinanderfallen, und nicht ohne Mühe von dem Verstande wieder können zusammengebracht werden. Es ist ja gar nichts seltenes, selbst gebildete Leute streiten zu hören, da der Eine behauptet, ein solches Tempus (Wandelzeit) könne gar nicht gebraucht werden, es sei kauderwälsch und höchstlächerlich; der Andere aber, es sei untadelhaft, wobei er sich auf die Sprachlehre beruft. Ist das nicht sonderbar und äußerst merkwürdig? Ein Mensch, der seine Muttersprache dreißig, vierzig Jahre geredet hat, findet einen Ausdruck kauderwälsch, den er selbst tausendmal gebraucht hat, und den alle Sprachlehren als ächt gestempelt haben. Und dieses nicht, um jemand zu schrauben (ihn zu schikaniren), oder aus Streitsucht, sondern in einem Augenblicke, wo sich die Zeichen von ihrer symbolischen Natur loßmachen, und ihre ursprüngliche Gestalt wieder annehmen. Dann ist es kein Wunder, wenn diese Gestalten wie mouches volantes (fliegende Mücken) vor ihm herumschweben, wenn er verwirrt wird, und nicht weiß, wie ihm geschieht. Unter vielen Fällen dieser Art, die ich erlebt habe, will ich nur Einen anführen. Drei Freunde, sämmtlich sogenannte Studierte, befanden sich an einem Tage, wo ein heftiger Sturm war, in einem Garten. Einer von ihnen wollte etwas auf einen Tisch setzen, der im Freien stand; der Andere widerrieth ihm,

In einigen Fällen druckt nämlich das ist Einerleiheit (Identität) aus, und ist in der Sprache, was das Zeichen = in der Meßkunst (eigentlich nur in der Arithmetik) ist *). Oft

es zu thun, weil es hinunter gewehet werden würde. Hierüber brach jener in ein lautes Gelächter aus. Das „gewehet werden würde" schien ihm gar zu possierlich. Umsonst waren die besten Gründe, womit der Andere die Untadelhaftigkeit seines Ausdrucks zeigte, umsonst Adelungs und Heynatzens Ansehen. Jener Mensch nun war keinesweges ein Dummkopf, auch nichts weniger, als streitsüchtig: wie soll man sich nun diesen Vorfall erklären? Ohne Zweifel war es keine Verstandesverwirrung, sondern vielmehr umgekehrt vielleicht der Augenblick einer besondern Helle im Geiste, die es ihm möglich machte, das Simbolische des Wortes von dem Worte zu trennen, und beide eine Zeitlang besonders zu betrachten. Vielleicht war es auch der Augenblick einer geistigen Schwäche (ähnlich der, von welcher wir oben sprachen), die ihm eine symbolische Erkentniß einen Augenblick unmöglich machte. Dem sei, wie ihm wolle, so ist doch nicht zu läugnen, daß eine Sprache, die auch solchen Verirrungen zuvorzukommen weiß, und die man zu allen Zeiten, und in allen Stimmungen gleich gut versteht, vor derjenigen wesentliche Vorzüge hat, die dieses nicht zu leisten vermag.

*) Arithmetik kann nicht durch Rechenkunst verdeutscht werden. Arithmetik ist Wissenschaft von den Zahlen; die Rechenkunst ist nur eine Anwendung davon. [Also Zahlenlehre. C.]

aber druckt es dieselbe nicht aus, in welchen Fällen man sagt: das Prädikat komme dem Subjecte zu. Das glaubt nun jedermann wohl zu verstehen, in der That aber ist es ganz unverständlich. Man hat dieses unbestimmte Wort gebraucht, weil man, da man sah, daß in einigen Fällen das P. mit dem S. nicht einerlei sei, eine andere Vorstellung vom Urtheile nöthig fand, und nicht sagen zu dürfen glaubte, urtheilen sei: einsehen, wie ein Ding mit einem andern einerlei sei, sondern: bestimmen, daß das S. unter dem P., als einem höhern Begriffe, enthalten sei. Wenn man sagt: dis ist ein Stein, so heißt das: dis und ein Stein ist ein und derselbe Gegenstand. Hier bedeutet ist so viel als =, und ist hier als Zeichen gut zu gebrauchen. Wenn man aber sagt: „der Thurm ist rund", so kann man sagen, das sei falsch; denn ein Thurm sei ein Thurm, und rund sei rund; ein Thurm könne also nie rund sein. Daher ist man genöthigt worden, die Sache so vorzustellen: es solle heißen: „der Thurm gehört unter die runden Dinge." Es ist hier der Ort nicht, zu zeigen, daß man das nicht sagen könne. Einerleiheit ist hier, wie in jedem Urtheile, nur ist sie nicht ausgedruckt; denn man kann nicht sagen: dieser Thurm = rund. Die lateinische Sprache druckt aber diese Einerleiheit aus; sie sagt: turris est rotunda (nämlich turris), dieser Thurm ist ein runder Thurm; haec turris = rotunda turris, nicht aber: turris est rotunde.

Ein großer Gelehrter und vortrefflicher Sprachkenner hat eine Vollkommenheit der deutschen Sprache vor den alten darin finden wollen, daß sie das Prädikat nach der verschiedenen Art der Beilegung verschiedentlich beilegen könne, wie: „der runde Thurm; ein runder Thurm; der Thurm „ist rund", da die Römer für alle drei Fälle nur einen einzigen Ausdruck hätten. Allein ich glaube vielmehr, daß man der deutschen Sprache den Vorwurf machen kann, daß sie es zu lange bei der ersten rohen Art, dem S. ein P. beizulegen, bewenden lassen, und daß sie nicht dafür gesorgt habe, die Attributive zum künftigen Gebrauche als Begriffe zu bezeichnen, wie die lateinische und griechische und die meisten neuern gethan haben. Denn wenn der Engländer auch sagt, wie wir: this tower is round, so kann er doch auch sagen: this tower is a round one.

Daher findet man eine solche Verwirrung in der deutschen Sprache bei dem Gebrauche der Adjective, Adverbien und Attributive *). Man weiß nicht, ob man sagen soll: das Attributiv sei ein fehlerhaft gebrauchtes Adverbium, oder das Adverbium sei ein fehlerhaft gebrauchtes Attributiv. — Man sagt: dieser Mensch ist glücklich (felix); und: er hat

*) Ich lasse den Adjectiven ꝛc. fürerst noch ihre fremden Namen, da ich nicht glaube, daß die für sie gewählten deutschen ihre Stelle gehörig vertreten.

es glücklich (feliciter) ins Werk gerichtet. Doch, wenn es nur hiebei bliebe, und man in allen Fällen gewiß sein könnte, daß, wenn das Attributiv auf solche Art gebraucht wird, es die Dienste des Adverbii versehe, und so umgekehrt; allein auch darauf kann man sich nicht verlassen. Denn wenn man hört: er hat einen Menschen glücklich gemacht, so sieht man sogleich, daß es nicht heißen solle: feliciter reddidit hominem, und man merkt dann, daß die Regel, die man sich von dem Gebrauche des Attributivs gemacht hatte, keine sichere Anwendung leide.

Viele Schriftsteller, welche über den Ursprung der Sprache geschrieben haben, begnügen sich nicht damit, die Möglichkeit einer Sprache zu zeigen, sondern sie geben auch an, wie jeder einzelne Theil der Rede sei erfunden worden. Es ist eine Lust, zu sehen, mit welcher liebenswürdigen Leichtigkeit sie die Auflösung finden. Da ist z. B. ein Hauptstück, überschrieben: „von der Erfindung des Nennwortes"; darinn wird gezeigt, daß die Urheber der Sprache die Nothwendigkeit eingesehen, einen Träger für künftige Prädikate, die darauf zu packen seien, zu haben, und da haben sie denn also einen solchen Träger — erfunden. Ein anderes ist überschrieben: „von der Erfindung der Conjunctionen." Darinn wird gezeigt, daß die Urheber der Sprache die Nothwendigkeit eingesehen, gewisse Wörter zu haben, wodurch die Haupt- und Nebenwörter hübsch an einander gekittet und genietet würden, weil sie sonst un-

ordentlich und verworren, wie die Buchstaben in einem Schriftkasten, um und neben einander herumliegen würden, daß kein menschlicher Verstand ihre Verbindung und ihren Zusammenhang einsehen könnte; und da haben sie denn also solche Wörter — erfunden. So geht es bei unserm Schriftsteller durch alle acht Redetheile; keiner wird ausgestoßen, jeder ist ihm höchst nothwendig zur Vollkommenheit der Sprache; kurz, er weidet sich so sehr beim Anblicke der Vollkommenheit und Schönheit der menschlichen Sprache, wie der Schöpfer, da er seine Welt sahe, und siehe, es war alles sehr gut!

Was nun jene Fügewörter betrifft, so ist zu merken: daß sie zwar als Zeichen für die verschiedenen Arten, wie die Seele verbindet, trennt, entgegensetzt, sehr wichtig sind, ~~und~~ indem sie uns, die geistigsten und innigsten Verrichtungen derselben zu erforschen, Anweisung geben *); daß sie aber für sich selbst kein besonderes Dasein haben, sondern daß es nur zwei von einander verschiedene Theile der

*) Daher empfiehlt Locke aus den Fügewörtern die Begriffe zu entwickelu zu suchen, die in ihnen liegen. Man sehe z. B. einmal zu, was in dem einzigen Aber alles enthalten ist.

Rede gebe, das Nomen und das Verbum *). Die sogenannten Bindungsmittel der Sprache waren ursprünglich nichts anders als Nennwörter, die aber diesen Charakter durch den öftern Gebrauch bei Uebergängen, Angaben von ursächlicher Verbindung, und in allen den Fällen, nach welchen Sprachlehrer nachher die Conjunctionen ordneten und eintheilten, verlohren, dadurch ein eigenes, abgesondertes Dasein erhalten, und sich vom Mutterlande unabhängig gemacht haben. Die Conjunction weil z. B. ist nichts anders, als das Nennwort: Weile. Sonst sagte man statt weil, dieweil, und statt dieweil, ohne Zweifel, ehemals die Weile, so, daß hier der allmählige Uebergang aus dem Nennworte vorzüglich sichtbar ist. Man sagte: er ist nicht gekommen, die Weile: er war krank; daraus ward dieweil, woraus denn, nachdem das Bewußtsein des Grundes dieser Zusammensetzung verschwun-

*) Der bekante Horne Tooke hat, wie ich aus den Götting. gel. Anz. (1796. 4tes St.) ersehe, eben dieses behauptet, und Beddoes hat diese Behauptung begründet, und weiter ausgeführt. Er zeigt vom Artikel, Pronomen, den Conjunctionen, Präpositionen, Adverbien im Englischen, wie sie aus dem Nomen und Verbum gebildet worden. Wenn doch jemand dieses auch in der deutschen Sprache zeigte!

den war, und man das unnütze die nunmehr auch pedantisch und gegen den guten Geschmack fand, zuletzt weil schlechthin ward, welches weit zierlicher schien, und für besseres Deutsch gehalten wurde. Auch dieses unschuldige Wort muß jetzt bei Schriftstellern, die sich eines zarten Geschmacks und eines besonders feinen Takts rühmen, (obwol man die unvernünftigen Gegengefühle [Antipathien] hysterischer Frauenzimmer mit eben dem Rechte feinen Geschmack nennen könnte) dem zierlicheren indem, oder dem bedeutungsvollen „angesehen" weichen. Vorzüglich merkwürdig hiebei ist, daß, sobald Nennwörter ~~und~~ oder ganze Sätze (wie zwar es ist wahr, welches zwar im Französischen auch nicht anders als mit il est vrai gegeben werden kann) sich als Fügewörter bestimmt abgesondert haben, und nur als solche verstanden werden, sich die Construction (Wortstellung) sogleich ändert, und eine andere Gestalt annimmt. So sagt man nicht: er ist nicht da, weil er ist krank, sondern: weil er krank ist; nicht: zwar es scheint unglaublich, sondern: zwar scheint es unglaublich. Es ist sehr schwer, vielleicht unmöglich, den Grund davon bestimmt anzugeben, obwol wir sehr gut wissen können, wo dieser Grund liegen muß. Er ist nämlich lediglich in der Art zu suchen, wie der Geist Zeichen versteht. Wenn die Zeichen ihm einen Gedanken darbieten, den sie nicht völlig ausdrucken, und der Geist den Gedanken endlich so verstehen lernt, wie er

ihn, wenn der Ausdruck vollkommen gewesen wäre, sogleich würde verstanden haben: so bildet er sie hintennach selbst zurecht, und ordnet sie, wie es ihm am bequemsten ist, und so, daß sie zu der Empfindung, die den Gedanken begleitet, so zu sagen, das Zeitmaß (den Tact) schlagen. Man sieht aber leicht, daß dieses nicht so aufs Klare gebracht werden kann, daß Regeln dadurch bestimmt werden könnten, und so scheint es denn, daß die Sprache eben so schwer in ein Lehrgebäude zu bringen sei, als die Natur selbst. Was ist nun aber dieser berühmte Redetheil, welcher vorzugsweise (κατ' ἐξοχήν) das Wort genannt worden (das Verbum)? Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich es nicht weiß; indessen glaube ich der Sache auf der Spur zu sein. Ich darf mich meiner Unwissenheit desto weniger schämen, da bis jetzt in der That noch niemand es gewußt hat. Das gewöhnliche Verfahren der philosophischen Sprachlehren, das Zeitwort in das Bindewort ist, und in sein Particip aufzulösen (er geht, heißt nach ihnen: er ist gehend), ist, obgleich Aristoteles selbst es so macht, ganz unstatthaft, indem es der eigentlichen Frage ausweicht, und zu sagen scheint, daß wir davon lieber nicht reden wollten, sondern die Sache so ansehen, als ob eigentlich gar kein Wort dieser Art in der Sprache vorhanden sei.

Es ist uns nun noch übrig, den Grund der Verschiedenheit der Sprachen aufzusuchen. Es darf uns so wenig befremden, verschiedene Sprachen zu hören, als es uns befrem-

det, verschiedene Stimmen zu hören, oder verschiedene Gesichter zu sehen. Im Gegentheil ist nirgend in der Natur ein Mannichfaltiges so auf Einheit gebracht, als in den Sprachen, wiewol nicht zu leugnen ist, daß es eine große Unvollkommenheit, ja, gewissermaßen noch Barbarei ist, daß nicht wenigstens der der Wildheit entrissene Theil des Menschengeschlechts, Eine Sprache redet. Diese Hoffnung, der aus der Natur der Vernunft nichts entgegengesetzt werden kann, wird nur dadurch geschwächt, daß die Verschiedenheit, welche die unter dem Einflusse der Luft, der Nahrungsmittel, und hundert anderer Zufälligkeiten stehenden Sprach- und Gehör-werkzeuge, vorzüglich aber die ungebändigte Willkühr des redenden Menschen, die Wörter nach seinem Bedürfnisse zu verändern und neue zu machen, in die Sprache bringen würde, schwerlich durch Gesetze und Regeln möchte können aufgehoben werden.

Es ist anzunehmen, daß kein Mensch bei demselben Gegenstande ganz dieselbe Empfindung habe, die ein andrer Mensch bei ihm hat. Die Vorstellung eines jeden Menschen von der grünen Farbe ist nicht so, wie die jedes andern Menschen von ebenderselben. Um wie viel größer wird die Verschiedenheit sein, wenn der Gegenstand mehr Seiten hat, von welchen er betrachtet werden kann? wo es dem Zufalle oder dem besondern Zustande des Vorstellenden überlassen bleibt, welches Verhältniß aufgefaßt werden soll? Ist nun die Vorstellung anders, so ist auch die Empfindung

anders, so ist es auch der Ausdruck derselben. Ferner sind doch, wenn auch dieselben Empfindungen dawären, die Sprach-werkzeuge verschieden, ja, die Verschiedenheit der Gehör-werkzeuge entscheidet schon viel. Wenn der Engländer den Kuckuck, cuckow, der Franzose, coucou nennt, so hört ihn der Engländer nicht Kuckuck rufen, sondern cuckow, und der Franzose coucou.

Es würde uns weit über die Grenzen einer Abhandlung führen, wenn wir alle die Untersuchungen anstellen wollten, auf welche die Beantwortung der Frage nach dem Ursprunge der Sprache zu führen pflegt. Nur noch Einiges über die Kunst zu schreiben und zu lesen müssen wir hinzufügen.

Wir haben gesehen, daß es schon nichts geringes sei, eine gegliederte Sprache mit der Leichtigkeit zu verstehen, zu welcher wir es gebracht haben, und daß es ein Werk der Erziehung und großer Kunst sei. Das Lesen nun ist bei weiten künstlicher, so künstlich, daß es beinahe unnatürlich genannt werden könnte. Man sollte fast behaupten, daß derjenige, welcher vollkommen fertig lesen und schreiben kann, kein vollkommen gesunder Mensch mehr sei. Denn man gebe nur Acht, welche Verrichtungen dabei müssen vorgenommen werden. Wir haben ohne Zweifel die Augen nicht zum Hören, und die Ohren nicht zum Sehen, und doch muß vermittelst beider, wenn auch nicht durch beide, nachdem sie auf diese Weise ihre Verrichtun-

gen (Functionen) vertauscht haben, nach einer bewunderns-würdigen Veranstaltung der Kunst, das Lesen verrichtet werden. Wenn wir Gegenstände sehen, so ist die Handlung des Sehens geschlossen; die Verrichtung ist natürlich und führt keinen Zwang mit sich. Unnatürlich ist es aber ohne Zweifel, wenn eben diese Verrichtung auf die Verrichtung eines andern Sinnes führen soll, wenn man nämlich durch das Sehen, hören soll. Dis ist der Fall bei den Musiknoten; man muß hier, was man siehet, hören. Bei den Buchstaben kömmt noch eine Verrichtung mehr hinzu, man muß erstens sehen, zweitens, das Gesehene hören, drittens, das Gehörte sehen. Denn es ist so gut als gewiß, daß die Vorstellung dessen, was gesehen wird, wenn sie vermittelst Zeichen geschieht, nur durch Veränderung und Bewegung der Sehwerkzeuge möglich ist. Ein Mensch, der sich mit Mühe etwas längstgesehehenes wieder vorstellen will, zieht und schiebt die Augenmuskeln während des Besinnens und vergrößert und verkleinert die Augen wechselsweise. So wird auch, wenn wir das Gelesene vorstellen wollen, eine Bewegung in den Seh-werkzeugen vorgehen, welche auf eine Bewegung in den Gehör-werkzeugen folgt.

Da nun der Mensch nicht einmal gern still denkt, sondern, um dieses zu thun, gezogen und gebändigt sein

muß: so wird er noch mit größerm Widerwillen diese verschiedenen Verrichtungen vornehmen, ohne daß er sich dabei äußerlich, so gut er kann, sollte nachzuhelfen suchen. Deßhalb lieset der des Lesens nicht Gewohnte gern laut. Dadurch erleichtert er sich den zweiten Uebergang aus einem Sinne in den andern. Er hat durch das Sehen gehört; allein dieses innere Hören hat nicht Kraft genug, um die folgende Veränderung zu bewirken. Diese Kraft gibt er ihm dadurch, daß er es sich zuruft. Deßhalb läßt sich auch jeder gern vorlesen, und versteht es dann weit leichter und besser, als er es sonst verstanden haben würde. Seine Aufmerksamkeit wird nämlich nun nicht durch die manchfaltigen Verrichtungen gestöhrt, die er sonst vornehmen müßte, und er kann sie nun ganz auf die Sache wenden, von welcher die Rede ist.

Hieraus ergeben sich verschiedene Regeln für die Schreibart, vorzüglich für den Bau der Periode. Nichts muß dem, der über Sprache nicht nachgedacht hat, pedantischer vorkommen, als die Regeln, welche über den Periodenbau gegeben werden, z. B., daß er einen guten Schlußfall haben müsse. Und doch haben alle diese Vorschriften ihren guten Grund. Je tactvoller die Periode ist, desto mehr werden die verschiedenen Verrichtungen erleichtert, und folglich wird sie desto leichter verstanden. Es ist schon Verlust genug, daß die Sprache nicht rhytmisch ist. Desto mehr müssen wir darauf sehen, daß wir durch Anordnung und Stellung der

Wörter einen sichern Gang und festen Tritt in die Schreibart bringen, um diesem Verluste einigermaßen nachzukommen. Bei mündlicher Unterredung in Perioden zu sprechen, ist zwecklos und pedantisch. Denn der Zweck der Periode ist: uns zu zwingen, eine Verflechtung von Sätzen zu verstehen, dadurch, daß wir nicht Einen Satz verstehen können, ohne sie alle zu verstehen. Dieses hat der unvergleichliche Sulzer vortrefflich gezeigt. Beim mündlichen Reden braucht man aber nur die Sätze schlechthin auf einander folgen zu lassen; ihr Zusammenhang wird doch eingesehen werden. Beim Lesen hingegen ist zu befürchten, daß bei der Mühe der Arbeit, der eine über den andern werde vergessen werden. Dieses zu verhindern, ist die Periode erfunden worden. So wie nun der Tact jeden Mechanismus erleichtert, so thut er auch bei dem, was beim Lesen mechanisch ist, gute Dienste. Eine tactvolle Periode ist also nicht bloß eine Zierde der Rede, deren sich nur sogenannte schöne Schriftsteller zu befleißigen hätten; sondern jeder, der schreibt, ist verbunden, sich danach zu bestreben, indem jeder Schriftsteller die Pflicht hat, seinem Leser das Verstehen des Gelesenen so leicht zu machen, als es ihm nur möglich ist.

) der Ausdruck derselben. Ferner sind
eselben Empfindungen dawären, die
schieden, ja, die Verschiedenheit der
heidet schon viel. Wenn der Englän-
kow, der Franzose, coucou nennt,
länder nicht Kuckuck rufen, sondern
nzose coucou.

weit über die Grenzen einer Abhand-
wir alle die Untersuchungen anstellen
ie Beantwortung der Frage nach dem
he zu führen pflegt. Nur noch Eini-
u schreiben und zu lesen müssen wir

en, daß es schon nichts geringes sei,
che mit der Leichtigkeit zu verstehen,
racht haben, und daß es ein Werk der
r Kunst sei. Das Lesen nun ist bei
künstlich, daß es beinahe unnatür-
könnte. Man sollte fast behaup-
welcher vollkommen fertig lesen und
vollkommen gesunder Mensch mehr
nur Acht, welche Verrichtungen da-
nen werden. Wir haben ohne Zweifel
Hören, und die Ohren nicht zum Se-
vermittelst beider, wenn auch nicht
n sie auf diese Weise ihre Verrichtun-